

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 33 (1910)

Artikel: Das Turnfest in Schaffhausen 1837
Autor: Bürkli-Meyer, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985776>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Pavillon im Stockargut.
Nach einer Zeichnung von Gertr. Escher.

Das Turnfest in Schaffhausen 1837.

Von Ad. Bürkli-Meyer.

Borwot.

Tm „Taschenbuch“ auf das Jahr 1908 ist, vom Verfasser der hier abgedruckten Schilderung, die 1842 von dem im 23. Lebensjahr stehenden jungen Seidenfabrikanten ausgeführte Darstellung der Reise durch die französischen Pyrenäen mitgeteilt worden; hier folgt aus einem „Erinnerungen aus der eigenen Jugend“ betitelten Manuskriptbändchen eine um fünf Jahre weiter zurückreichende Erzählung eines Ausfluges nach Schaffhausen.

Adolf Bürkli hat unser „Taschenbuch“ in früheren Jahrgängen selbst mit Beiträgen bereichert. Für 1881 gab er als einen „Beitrag zur zürcherischen Handelsgeschichte“ die Abhandlung:

„Zürichs Indienne-Manufaktur und Türkischrot-Färberei in früherer Zeit“, und 1883 ließ er ebenso „Das Kaufmännische Direktorium in Zürich“ folgen; 1891 dagegen erschien, eingeleitet durch ein längeres „Vorwort“ über die Persönlichkeit des Briefschreibers, des in französischem Dienste stehenden Leutnants Salomon Hirzel, der später in der Heimat einen angesehenen militärischen Rang einnahm, eine Serie von „Briefen aus den Jahren 1809 bis 1815“, aus Spanien, Frankreich, Russland abgeschickt.

Die beiden Richtungen, in denen der vortreffliche Mann tätig war, liegen hier angedeutet, im bürgerlichen Leben und auf dem militärischen Felde, und so hat er auch außerdem hier wie dort literarisch gearbeitet. 1883 und 1884 gab er „Zürcherische Arbeitsgesetzgebung vom Beginn des 14. Jahrhunderts an bis zur schweizerischen Staatsumwälzung von 1798“ und „Geschichte der zürcherischen Seidenindustrie“ heraus, zwei auf gründlichen Quellenstudien beruhende Beiträge zur Geschichte der Gewerbetätigkeit von Zürich. Die kriegsgeschichtlichen Arbeiten dagegen stellte er in die Neujahrsblätter der Feuerwerkergesellschaft, der Vereinigung, deren Vorstand er während längerer Jahre war. Es erschienen da in erster Linie biographische Darstellungen, 1878 des kaiserlichen Generals Hans Heinrich Bürfli von Hochburg, 1882 des Glarners General Bachmann, ganz vorzüglich jedoch 1886 des Obersten Eduard Ziegler, und nachher Lebensbilder des Johann Ulrich von Orelli, im Dienste von Preußen und von Neapel, und des Berners von Goumoëns, niederländischen Obersten, für die Jahre 1889 und 1890. Andere Hefte hatten die Betätigung schweizerischer Truppen im fremden Kriegsdienst zum Gegenstand, 1879 die Schweizer im Dienste der holländisch-ostindischen Compagnie, 1893 und 1894 die im englischen Dienst stehenden Regimenter von Roll und von Wattenwil; das Neujahrsblatt von 1888

schilderte den Abfall Belgiens von Holland und die Belagerung der Zitadelle von Antwerpen 1830 bis 1832. Dazwischen steht, zu 1881, Hannibals Zug über die Alpen. Jede dieser Schilderungen ist ein mit größter Sorgfalt ausgeführtes, formal wohl abgerundetes Bild. Noch aus Bürklis Nachlaß erschien 1896 und 1897 aus dem Tagebuche die ausgezeichnet objektive und anschauliche Erzählung des Anteils der Zürcher Truppen am Feldzug gegen den Sonderbund 1847.

Jetzt wird aus diesen nachgelassenen Schriften das ansprechende Stück dargeboten, das den jungen Turner als Besucher einer schweizerischen Festfeier vorführt. Schon die Vergleichung der damaligen einfachen Veranstaltung mit dem jetzigen gewaltigen Umfang solcher Zusammenkünste ist kulturhistorisch merkwürdig. Aber das Ganze: eine warme, aufrichtig begeisterte Einleitung über die kräftigenden Turnübungen, danach die im frischen Wagemut trotz des noch ganz winterlichen Frühlingswetters angetretene Fahrt nach dem Festorte, die herzliche Begrüßung und die angestrengte Arbeit auf dem Turnplatz, der durch die Ersteigung des Felsens im Strombette sich abenteuerlich gestaltende Besuch des Rheinfalls, die Darlegung gesellschaftlicher Talente bei dem einer jungen Schaffhauserin abgestatteten Besuch — Alles bietet sich in der anspruchslosen Erzählung anmutig dar.

M. v. R.

* * *

„Wem's bieder und fromm im Herzen schlägt
Für Freiheit und heilige Rechte,
Wem's rastlos im Busen und mächtig sich regt
Zum Sturze feigherziger Knechte,
Der trete herein in unsern Bund!
Treu grüßen wir ihn mit Herz und Mund!“

Allmählich rückte jene herrliche Zeit wieder heran, in welcher gewöhnlich das allgemeine schweizerische Turnfest abge-

halten wird, ein Fest der Liebe und Freundschaft für alle wahren Schweizerjünglinge; denn ein jeder wackere Schweizer, der seinem Heimatlande nicht nur allein durch seinen Verstand und die Talente seines Geistes nützlich sein will, sondern im Fall der Not auch fest entschlossen ist, mit den Waffen in der Hand dessen Freiheit zu verteidigen und entweder zu siegen oder als Mann und Held ruhmvoll unterzugehen: ein jeder solcher wird auch ein Turner sein und, sofern er nicht durch unvermeidliche Hindernisse davon abgehalten wird, Übungen mitmachen, wobei nicht nur der Körper zum Bewußtsein seiner vollen Kräfte gelangt, sondern zu gleicher Zeit auch der Geist erstarkt und sich so das Sprichwort erweist, das da sagt: mens sana in corpore sano! Überdies, schweizerische Jünglinge, wo habt ihr treuere Freunde, wo habt ihr bessere Grundsätze, wo habt ihr wackerere Herzen gefunden, als auf dem Turnplatz? Ja, ich wiederhole es, man mag da sagen, was man will, in keiner Vereinigung junger Männer wird man auf so wenig verdorbene Gemüter, auf so wenig feige und schlechte Menschen stoßen, als im Turnvereine; man lernt da seinen Freund nicht nur lieben, man lernt ihn, was von weit höherem Werte ist, auch achten und ehren; denn die Herzen finden sich da nicht im Sturme der jugendlichen Leidenschaften oder beim Klang schäumender Pokale, sondern beim gemeinsamen Ertragen von selbstaufgeladenen Anstrengungen, beim patriotischen Gesange und in Gottes herrlicher Natur.

Doch man verzeihe mir diese lange Vorrede, die vielleicht mancher aus einem von einem schönen, aber nie zu erreichenden Ideale erfüllten Herzen hervorgegangen wähnt. Sei dem, wie ihm wolle: meine einzige Absicht war keine andere als das redliche Streben, den Urteilstspruch derer zu lindern, die da über eine Sache absprechen, von der sie so wenig verstehen, als ein Lappländer von der Kantischen Philosophie, indem sie be-

haupten, das Turnen diene durchaus zu nichts anderem, als zum Arme- und Beinbrechen.

Rehren wir also nun zur Schilderung eines Festes zurück, dessen Erinnerungen in dem Herzen eines jeden, der daran teilgenommen, unvergänglich fortleben werden.

Obgleich Ostern diesmal noch auf die letzte Woche des winterfolgenden Märzess fiel, eine kaum erst dem Frühling angehörende und für ein Fest dieser Art besonders noch sehr bedenkliche Zeit, so machten doch verschiedenartige Verhältnisse die Ansetzung desselben auf die erste Woche nach Ostern durchaus notwendig, und man verließ sich getrost auf die Güte des Himmels und betrachtete es als eine gute Vorbedeutung, daß vier Wochen vorher die Natur vollkommen aus ihrem langen Winterschlaf erstehen zu wollen schien. Unaufhörlich wurden Briefe gewechselt, um einen recht zahlreichen Zuspruch zu erzwecken. Schaffhausens wackere Söhne, die in ihrer Vaterstadt das Turnfest abzuhalten sich vor einem Jahre in Zürich anheischig gemacht hatten, taten alles mögliche, um es so genüßreich und angenehm als möglich zu machen. Gegen 50 Zürcher hatten versprochen nach Schaffhausen zu wallen, und von den andern Orten Aarau, Basel, Bern, Chur, Luzern und Solothurn erwartete man eine nicht viel mindere Anzahl.

Da fiel in der Charwoche schuh tiefer Schnee, und der Winter überzog Felder und Fluren wieder mit erneuter Macht. Anstatt zu schonen, wie man im Anfange noch zu hoffen wagte, wurde das Wetter immer ärger, so daß die Mehrzahl allgemach den Mut verlor und viele es innerlich bereuteten, das Wort zur Abreise gegeben zu haben. Der Kern der Turner freilich ließ sich nicht so leicht abschrecken, und kaum ließen sie sich einsicken, daß es solche gebe, die da Bedenklichkeiten des Wetters wegen erheben möchten. Nach und nach jedoch machte einer nach dem andern unter den Verzagteren seinen Entschluß kund, das Turn-

fest und Schaffhausen dem Schicksale überlassen und lieber daheim hinterm warmen Ofen bleiben zu wollen. So schmolz die Anzahl der treuen Schäflein allmählich bis auf zirka 40. Auch von den andern Orten gingen sukzessive ähnliche Berichte ein. Nichtsdestoweniger verzogte man nicht, im Vertrauen auf den treuen Sinn der Zürcher, die Beharrlichkeit der Basler und die bewährte Teilnahme der Berner und Churer.

Und man sollte nicht getäuscht werden. Am Vorabend des zur Abreise bestimmten Tages langten in Zürichs Mauern vier wackere Jünglinge aus Rhätiens fernen, tief beschneiten Gauen an. Trotz Sturm und Schneegestöber hatten sie unverdrossen den weiten Weg von Chur bis Zürich unter die Füße genommen und sich durch nichts von ihrer Pilgerfahrt nach Schaffhausen abschrecken lassen. In ihrer Gesellschaft wurde abends im Gasthaus zum Schiff noch das Nähere verabredet und die Abreise auf den folgenden Morgen um 6 Uhr festgesetzt. Dichte Schnee- und Regen-Wolken bedeckten den Himmel, als man schied, und kein freundliches Sternchen, ein Vorbedeutungszeichen auf gutes Wetter, durchschimmerte das nächtliche Dunkel. Schnee und Regen kämpften fortwährend miteinander, und die ganze Natur war so frostig und kalt, daß auch die kräftigern unter den Turnern allmählich ihre frohen Erwartungen auf das nahende Fest herabstimmten. Doch nur wenige Klagen ließen sich hören; denn jeder fühlte wohl, wie sehr er sich durch solche in der Meinung seiner Churer-Freunde herabsetzen würde.

Doch unverhofft kommt oft! Wer hätte geglaubt, daß den folgenden Tag ein reiner, blauer Himmel und alle Anzeichen schönen Wetters begrüßen würden? Fröhlich hieß man sich willkommen am Versammlungsplatz, und mancherlei Glossen über eines jeden Aussehen verkürzten die halbe Stunde, welche noch vorbeifloß, ehe die zwei bestellten Rollwagen anlangten.

Erst als es ans Einstiegen ging, bemerkte man ein Defizit von etwa zwölf Mann, denn anstatt 40 war die Gesellschaft nur 28 Köpfe stark. Doch da die bestimmte Zeit schon längst verflossen war, so verteilte man sich in Gottes Namen in die zwei Wagen, in denen man sich nun aus obigem Grunde tüchtig dehnen und strecken konnte, und rasselte fröhlich davon unter einem lauten Hurrah und dem Wehen und Flattern der Fahnen, deren man in jedem Wagen eine hatte; in dem vorderen die liebe Zürcher „Turnerfahne“ mit dem Motto „Vaterland, nur Dir!“ im grünen Eichenkranze, im hintern die Fahne von Chur, mit dem Wahlspruch der Turner „Frisch, froh, fromm, frei!“

Rasch gings von dannen unter laut in die Lüfte schallendem Gesange, und bald lag die Vaterstadt hinter uns. Allmählich begann sich ein Nebel über die Gegend zu ziehen mit wachsender Kälte verbunden, die den Gebrauch der Mäntel für alle, welche solche mit sich genommen, gar nicht überflüssig machte. Die Landstraße war schuhhoch mit Schnee bedeckt, und wir bedauerten nur, anstatt der Wagen keine Schlitten mitgenommen zu haben; doch unsere zwei Postillone, lustige und treue Anhänger des edlen Bacchus, trösteten uns immer damit, daß sie sagten, wir sollten nur warten, bis die Sonne einmal hoch am Himmel stehe, und dann urteilen, ob Wagen oder Schlitten besser sei. In der Tat, die Folge zeigte, daß sie sich nicht betrogen. „Guten Morgen, Herr Heiri!“ „Wie geht's Frau Sufann?“ röhte es alle Augenblicke aus unsern raselnden Prachtwagen den Vorübergehenden entgegen, und die guten Leutchen blickten ganz verwundert zu uns hinauf, wenn sie sich Jakob anstatt Kaspar und Küngold anstatt Bäbe nennen hörten, und wohl mochten sie denken, die jungen Burschen da droben seien schon am frühen Morgen nicht mehr ganz nüchtern.

Mit lautem Jubel begrüßten wir die am östlichen Horizonte

sich endlich durch den dichten Nebel Bahn brechende Sonne. Aber noch verschwanden die wärmehaltenden Mäntel nicht; denn die Kälte war sehr empfindlich; und kein einziger führte Klage über das fortdauernde Rütteln und Schütteln aller Glieder in unsren schwerfälligen Leiternwagen, indem dadurch der ganze Körper mit einer wohlstuenden Wärme erfüllt wurde.

Vaterlands-Hymnen ab singend, rückten wir nach einer guten Stunde im schönen Loten ein, wo uns das wohlgebaute Wirtshaus gar lieblich in die Augen stach. Dem allgemeinen Wunsche zu folge wurde Halt gemacht. Alles drängte sich in die herrlich warme Gaststube, wo ein paar Gläschen Liqueur das Übrige taten.

Nach einem beinahe stündigen Halte rasselte man wieder davon durch die schneebedeckte, im Sonnenlicht prächtig erglänzende Gegend, welche ganz jenen Anblick bot, den sie sonst etwa um Weihnachten, nicht aber Ende März zu tragen pflegt.

Allmählig rückten wir der großen Residenz Bülach näher, wieder um einige Köpfe stärker, denn die Inhaber des zweiten Wagens hatten aus purem Mitleid ein paar alte Bauernweiber und ein schönes Mädel, die zu Füze in dem tiefen Schnee gegen Bülach wateten, in ihren Wagen aufgenommen. Ganz Bülach sammelte sich vor den stattlichen Häusern und Schwirren, als wir unter Sang und Klang durch die furchtbar holperichten Straßen rasselten; denn zum ersten Mal vielleicht seit der Gründung ihrer alten Stadt und Feste genossen Bülachs gute Bewohner das seltsame Schauspiel eines Wagens voll fröhlicher Junggesellen in Gesellschaft zweier alten Höckerinnen, über deren ehrwürdigen Häuptern segenbringend die eidgenössischen Farben spielten. Ohne Aufenthalt passierten wir das vor dem Tore gelegene stattliche Wirtshaus und wandten uns gen Eglisau.

Als es einmal eine kleine Anhöhe hinauf ging, machte uns unser Postillon, der von seinem Gaul gestiegen war einen

Schneeball, welcher sogleich unter Jubelgeschrei in den hintern Wagen geschleudert wurde und sein Ziel auch nicht verfehlte. Rachedürstend forderten die Inhaber desselben sogleich auch ihren Postillon und zwei neben dem Wagen einhergehende Landleute auf, ihnen recht tüchtig Schneebälle zu liefern, was die letzteren in der Hoffnung, dadurch ein paar Schillinge zu gewinnen, gerne und willig taten.

Um schlechtesten kam bei dieser Schneebataille im hintern Wagen der weibliche Teil der Gesellschaft davon; denn, auch wenn er von uns eigentlich keineswegs zur Zielscheibe erkoren wurde, so traf es sich doch, daß ein großer Teil unserer zuweilen nicht sehr weichen Schneebälle sie auf eine etwas unangenehme Weise begrüßten.

Allgemach näherten wir uns indessen dem Städtchen Eglisau, das uns vom Berge herab gar freundlich entgegenblinkte. Glücklich passierten wir die halsbrechende Seglinger-Stalde, indem wir sowohl das altertümliche, auf dieser Seite des Rheins gelegene Schloß, Salomon Landolts einstiger Sitz, als auch das niedliche Zollhäuschen, des rühmlichst bekannten H. Kellers Geburtsstätte, nicht zu betrachten vergaßen. Über die lange bedeckte Rheinbrücke gelangten wir endlich vor das Städtchen Eglisau, woselbst wir Halt machten, von unseren Wagen hinabkletterten und mit Sack und Pack ins nahe Wirthaus zum goldenen Löwen wanderten, das einer schönen Lage am Ufer des Flusses genießt.

Die Ursache, warum wir uns nicht zu dem im Städtchen selbst gelegenen Gasthof zum Hirschen wandten, war, weil mehrere der Gesellschaft dessen Besitzer etwelchermaßen als einen Preller kannten. Unter anderem erzählte einer folgende Anekdote von ihm:

Einst fragte eine Gesellschaft reisender Engländer, die da-selbst zu Mittag gespeist hatten, nach ihrer Beute. Der Wirt hatte die Unverschämtheit, einen Taler auf die Person zu for-

dern. Als die Engländer sich zu beschweren anfingen, wandte er sich an mehrere an einem Nebentische sitzende Gerichtspersonen aus dem Städtchen, die ebenfalls zu Mittag speisten und unter denen er mehrere Bekannte zählte, und forderte sie auf, die Fremden zu überzeugen, daß ein Taler fixer Preis für jedes Mittageessen sei. Diese waren schlecht genug, es zu tun, worauf jene ohne Widerrede bezahlten. Als kurz danach auch die läblichen Gerichtsherren fragten, was sie schuldig seien, verlangte der Wirt im Beisein der Engländer auch von jedem von ihnen einen Taler. So ungern es ohne Zweifel auch geschehen möchte, so mußten sie um ihrer Ehre willen der Forderung des Wirtes Genüge leisten.

Mag die Geschichte wahr sein oder nicht, sicher ist, daß man im Hirschen zu Eglisau nicht am billigsten traktiert wird. Nach einem etwa dreistündigen Aufenthalte zu Eglisau, in welcher Zeit wir uns zuerst auf verschiedentliche Weise amüsiert und nachher durch das Mittageessen erquict hatten, wurde zum Aufbruch geblasen, und da es von der Brücke an eine gute Zeit steil bergaufwärts geht, schickte man die Wagen voraus, stellte sich in Reih' und Ordnung, die Fahnen an der Spitze der Kolonne, hub ein fröhliches Lied zu singen an und wanderte so unter Begaffung der gesamten Einwohnerschaft durch die schmutzige Hauptgasse, die zugleich die einzige Straße ist.

Außerhalb des Tores war auf dem Wege selbst keine Spur mehr von Schnee zu erblicken, sondern alles tief mit Rot bedeckt. Auch auf den umliegenden Feldern ragte überall das Gras über den Schnee hervor, ein Zeichen, daß es in dieser Gegend ungleich viel weniger geschneit hatte, als in Zürich.

Auf der Höhe angelangt, bestiegen wir wieder unsere Wagen und rasselten davon, dem großen Rafz er feld e zu, das wir bald erreichten. Ohne Aufenthalt in dem schönen Dorfe Rafz fuhren wir weiter über die badische Grenze nach Bottstetten,

woselbst uns der Douanier gegen all unser Erwarten — denn wir hatten uns auf eine scharfe Untersuchung gefaßt gemacht — durch ein gnädiges Zeichen mit der Hand aus der Ferne die Erlaubnis gab, ohne Aufenthalt weiter zu fahren.

Auch in Festetten, dem zweiten badischen Dorfe, hielten wir uns nicht auf, sondern fuhren eilends wieder der Schweizergrenze und dem gelobten Schaffhauserboden zu. Überall auf dem Wege erfreuten wir uns einer herrlichen Fernsicht in die Gebirge, vom Säntis bis zum Pilatus, und hätte es uns nicht an Muße gefehlt, so würden wir wohl noch eine Menge von Bergen entdeckt haben. Allein, aufrichtig gesagt, eignete sich die Stimmung, in der wir uns gerade befanden, eben nicht sehr für ein solches Geschäft. Allmählig näherten wir uns nun dem sogenannten Durftgraben, einer Kneipe auf Schaffhauserboden, wo uns unsere Freunde zu erwarten versprochen hatten. In der Tat, sobald sie in der Ferne zwei Wagen mit wehenden Fahnen darauf erblickten, ließen sogleich alle auf die Straße hinunter, um uns ein wenig entgegenzukommen. Bald trafen wir aufeinander, und nun erhob sich von beiden Seiten ein lautes Jubelgeschrei. Herzlich waren die gegenseitigen Begrüßungen, besonders als man unter den Schaffhausern schon einiger Freunde und Brüder aus Basel ansichtig wurde. Da war ein Fragen und Antworten ohne Ende, und besonders war die Freude derer außerordentlich, die unter den fremden Turnern wieder gute Bekannte und Freunde fanden, mit denen sie schon an frührern Turnfesten den Bund der Freundschaft geschlossen hatten. Soviel nun unsere beiden Wagen noch immer fassen konnten, so viele stiegen hinein; rasch wurden die Fahnen Basels, Schaffhausens und auch Berns, von welchem Orte am gleichen Tage vier Jünglinge, diese vier jedoch der Kern der bernischen Turner, ein wenig vor uns in Schaffhausen angelangt waren, neben denen Zürichs und Churs aufgepflanzt, und ohne Aufenthalt im Durftgraben rasselte

man nun, erschrecklich ineinander gepreßt, der Stadt zu, welche sich vor unsern Augen am Ufer des majestätischen Rheinstromes terrassenförmig erhebt. Je näher wir dem Ziele unserer Reise rückten, desto zahlreichere Truppen von einheimischen und fremden Turnern kamen uns entgegen, und stets erfüllte ein schallendes Begrüßungsgechrei die Luft. In dem etwa zehn Minuten vor der Stadt liegenden Gasthause zum Ochsen wurde endlich Halt gemacht, und nun erst konnte man im traulichen Kreise von Schweizerbrüdern seine alten Bekanntschaften mit Muße wieder erneuern. Schon hatten auf Kosten der gastfreien Schaffhauser die geschäftigen Wirtsleute Bier, Wein und Brot in Menge aufgetischt, und jeder konnte sich nach Belieben bedienen, was denn auch alle nicht zu tun unterließen. Nachdem man sich vorerst ein wenig mit Speise und Trank erquict hatte, wurde jede Sektion zusammengerufen, um Quartierbillete zu erhalten, und zugleich die Gebühren für die zwei Mittagessen der folgenden Tage zu erlegen. Es war sehr amüsannt anzusehen, wie jeder, nachdem er sein Billet erhalten, von einem zum andern seiner Kameraden lief, um ihnen dasselbe zu zeigen und zugleich sich nach ihrem Los zu erkundigen. Da las man denn auf dem einen: „Zu Herrn Regierungsrat S . . . , zu Herrn Bürgermeister M . . . , zu Herrn Stadtrat G . . . , zu Herrn Staatssekretär N . . . ec. ec.; auf andern wieder zur Jungfrau B . . . , zu Witwe K . . . “ ec. ec. Aha, das geht gut so, dachten wir alle, wenn nur jeder zu einem reichen Bürgermeister, oder zu einem schönen Besen, wie die Basler sagen, einquartiert wird, und schnell erkundigte sich jeder bei den anwesenden Schaffhauser Turnern nach der Beschaffenheit seines Logis, worauf denn die Antwort meistenteils sehr erfreulich ausfiel. Voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, stellte man sich nun in Reih und Glied, die Fahnen an der Spize, und wanderte so, ein Marschlied singend, durch die Vorstadt dem Tore zu, durch welches man in die wirk-

liche Stadt einzog. Schon jetzt offenbarten Schaffhausens Einwohner ihre Teilnahme an dem echt schweizerischen Feste, das die folgenden Tage in ihren Mauern gefeiert werden sollte, denn ein ganzer Schwarm von Leuten folgte uns, und in allen Straßen, die wir durchzogen, waren die Fenster mit Menschenköpfen angefüllt, unter denen wir zu unserer Freude jetzt schon mancher hübschen Mädchen ansichtig wurden. Auf dem großen und schönen Platz bei der Post, dem Herrenacker, machten wir nach einem Hin- und Herziehen endlich Halt, stellten uns in einen Kreis und sangen nun, von Neugierigen jedes Standes, Alters und Geschlechtes umringt, ein Lied, das eigens auf das Fest gedichtet worden war.

Nachher trennte man sich mit dem Versprechen, um sieben Uhr auf dem Rüden, dem quasi Kasino der Schaffhauser, sich wieder einzufinden, und jeder suchte nun sein Logis auf. Da die famöse Grippe, welche, nachdem sie beinahe ganz Europa durchzogen, auch die Schweiz heimgesucht und seit einiger Zeit auch in Schaffhausen ihren Sitz aufgeschlagen hatte, so wurden viele von uns von den Leuten, bei denen sie eigentlich einquartiert hätten werden sollen, in die Gasthöfe der Stadt gesandt, natürlich ohne einen Heller bezahlen zu müssen. Dieses Los traf auch mich und noch einen meiner Kameraden, die wir eigentlich zu einem gewissen Herrn Regierungsrat Joos hätten ins Logis kommen sollen. Wir waren indessen darüber gar nicht unzufrieden, besonders als wir hörten, daß noch drei andere gute Freunde aus Zürich im Gasthöfe zum Falken, wohin uns der Sohn unseres Wirtes, auch ein Turner, führte, einquartiert werden sollten. Von dem Besitzer des Gasthofes wurden uns sogleich drei schöne aneinanderstoßende Zimmer angewiesen, in denen wir uns bald ganz gut einhäussten. Das erste, was wir erblickten, als wir, die Fenster öffnend, einen Blick auf die schöne Hauptstraße warfen, waren zwei niedliche Mädchenköpfchen

im gegenüberliegenden Hause, die auch ihrerseits nicht erlangelten, neugierige Blicke zu uns hinauszuschießen, was uns vielen Spaß machte. Als wir uns nach einiger Zeit in den Speisesaal hinunter begaben, fanden wir daselbst unsern Herrn Regierungsrat Joos, der uns zwei, die wir bei ihm hätten einquartiert werden sollen, sehr freundschaftlich begrüßte, uns dem Wirt vorstelle und ihn aufforderte, uns nach besten Kräften zu traktieren, was uns allen gar herrlich in den Ohren klang. Daß übrigens der Wirt, ein sehr artiger Mann, während unsers ganzen Aufenthaltes in Schaffhausen jene Aufforderung im weitesten Umfange vollzog, brauche ich kaum zu bemerken. Neuchâtel und Champagner floßen reichlich, und stets speisten wir an der Table d'hôte, kurz, auch der verwöhnteste Parisergaumen hätte nicht anders als zufrieden sein können mit der ganzen Bedienung.

Nachdem wir uns von halb 7 Uhr an vorläufig noch ein wenig in der Stadt umgesehen, begaben wir uns auf den zum Versammlungsorte bestimmten Rüden, woselbst ein geräumiger, sehr schöner Saal schon bereit war, uns aufzunehmen. Nachdem sich alle versammelt hatten, eröffnete der Präsident der Schaffhauser Sektion, Freuler, die Versammlung mit einer kurzen Anrede, worin er gegen die fremden Turner seinen innigen Dank aussprach, daß sie sich durch das schlechte Wetter nicht hätten abschrecken lassen, nach Schaffhausen zu kommen, indem er zugleich sein großes Bedauern äußerte, daß die Orte Luzern, Solothurn und Narau, welche doch sonst immer einen tätigen Anteil am Turnfeste genommen, diesmal gar nicht repräsentiert seien.

Nach diesem nahm man verschiedene Geschäfte vor, die mehr oder minder lange Diskussionen verursachten, welche bis zirka acht Uhr dauerten. Alsdann wurde die Versammlung für geschlossen erklärt, und man begab sich nun in ein anderes Zimmer, um den Rest des Abends noch in Gesellschaft bei einem Glase Wein oder Bier zu verbringen. Um neun Uhr jedoch begab sich die

Mehrzahl in ihre Logis. Nach dem Falten zurückgekehrt, erquickten wir uns noch durch ein vortreffliches Nachessen und legten uns dann alle ziemlich müde in die weichen Betten, wo uns Morpheus in seine sanften Arme aufnahm.

Zweiter Tag.

Da man den vorigen Tag in der Turnerversammlung beschlossen hatte, sich Morgens um 8 Uhr wieder auf dem Herrenacker zu versammeln, um sich alsdann von dort aus auf den Turnplatz zu begeben, so erhoben wir uns diesmal eben nicht allzufrühe. Nichtsdestoweniger blieb uns nach dem Dejeunieren noch Zeit genug übrig, um ein wenig in der Stadt herumzuschlendern, welcher unser Fest eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit verliehen hatte.

Nachdem endlich etwa um halb 9 Uhr unter einem großen Zulauf von Menschen die Gesellschaft sämtlich um die durch ein angenehmes Nordlüftchen bewegten Fahnen versammelt war, setzte sich der Zug, gut geordnet und die Fahnen an der Spitze, in Bewegung nach dem etwa 10 Minuten außerhalb der Stadt liegenden, einer herrlichen Aussicht genießenden Schützenplatz, den Schaffhausens Turner zwei Wochen vorher mit unermüdlichem Eifer zum herrlichsten Turnplatz, den man sich denken konnte, umgestaltet hatten. In bester Ordnung waren hier alle die verschiedenen Turngeräte aufgepflanzt, und auch der Nässe und Schlüpfrigkeit des Bodens hatte man durch Bestreuung mit Sägespänen bestmöglichst abzuholzen gesucht. Der in hiesiger Gegend überhaupt nur sehr unbedeutende Schnee war tags zuvor mit leichter Mühe weggeschafft worden. Schon ehe wir nur anfingen zu turnen, war der sehr große Platz beinahe mit Leuten umringt, unter denen besonders die Frauenzimmer hervorleuchteten. Auch Equipagen und Reiter sah man hie und da, wenngleich in geringer Anzahl.

Nicht wenig ermutigt durch alles dieses, begannen wir endlich unsere Übungen. Zuerst wurden zur großen Belustigung des Publikums von allen mit einander unter der Leitung eines Berners, Lüthi, Freiübungen gemacht. Es war in der Tat sehr drollig anzusehen, wie sich da zuweilen plötzlich ein allgemeines Hüpfen und Springen erhob, und wäre gerade ein Fremder gekommen, der nicht gewußt hätte, worum es sich handle, sicherlich hätte er geglaubt, wir hätten keinen andern Zweck, als das Gelächter der Zuschauer zu erwecken, welches in der Tat einigemale kein Ende nehmen zu wollen schien. Nachdem dies etwa 10—15 Minuten gedauert hatte, teilte man sich in acht verschiedene Riegen oder Abteilungen, von denen jede einen Vorturner hatte, und fuhr nun so zu turnen fort bis gegen 11 Uhr vormittags. Die Leistungen waren ziemlich befriedigend, und besonders am Pferd, Barren und Reck wurden sehr schöne Übungen gemacht. Indes sparten die Geschicktern ihre Kräfte noch auf den folgenden Morgen, an welchem Tage dann das eigentliche Wettturnen stattfinden sollte, weswegen, wie es noch gewöhnlich an den Turnfesten der Fall gewesen war, diesmal die Leistungen noch nicht eben sehr glänzend genannt zu werden verdienten.

Um 11 Uhr machte man eine Pause, die vielleicht etwa zwanzig Minuten dauerte, während welcher sich männiglich mit vortrefflichem Wein und kräftigem Brot erquicke. Eine Flasche nach der andern wurde geleert, und bald wurde die Fröhlichkeit allgemein; man sang und jauchzte, man lief und sprang, in Summa, der Schaffhauserwein bewährte bei allen ohne Unterschied seine bekannte Stärke und seinen gepriesenen Geist, und daß er dem Gaumen der fremden Turner ganz vortrefflich behagte, dafür zeugte der Umstand, daß man erst zu trinken aufhörte, als nichts mehr da war.

Nachher jedoch wollte das Turnen nicht mehr so ganz recht

gehen; denn, vom Weine erhitzt, füng man anstatt desselben lieber an, sich mit Schneebällen zu bewerfen und sonst allerlei Kurzweil zu treiben, bis endlich gegen 1 Uhr der Ruf zum Rückmarsch in die Stadt erscholl, welchem ohne Weiteres Folge geleistet wurde. In der gleichen Ordnung, wie man zum Turnplatz gekommen, verließ man denselben wieder. Im Rüden angelangt, fanden wir daselbst in dem schönen und geräumigen Kasinoosaal das Mittagessen schon in Bereitschaft. Der Appetit würzte das an sich schon vortreffliche Mühl, und eine allgemeine Fröhlichkeit herrschte, wobei natürlich der Wein auch tüchtigen Zuspruch fand. Ein gegen das Ende der Mahlzeit ausgebrochenes, sich allgemach durch den Saal verbreitendes Bombar-dement mit Brotkügelchen brachte der Präsident, als er anstatt der Kugelchen hie und da faustgroße Stücke die Luft durch-schwirren sah, durch einige ernsthafte Worte zum Schweigen, was der Mehrzahl der Gesellschaft außerordentlich willkommen war, da sie sich durch die überall hin ihren Lauf nehmenden Brotklumpen nur ungern in ihrer freundschaftlichen Konversation hatte unterbrechen lassen.

Nach dem Mittagessen, an welchem alle in Schaffhausen anwesenden Turner, also etwa 78—80 Personen teilgenommen hatten (nämlich zirka 34 Zürcher und Winterthurer, 5 Berner, 20 Schaffhauser, 14 Basler und 4 Churer) wurde der Vorschlag gemacht, einen Spaziergang in das eine Stunde von der Stadt entfernte Dorf Beringen zu unternehmen, wo ein sehr guter Wein wachsen sollte. Da es sich jedoch bei näherer Nachfrage ergab, daß der Weg dahin sehr schlecht und in gegenwärtigen Umständen sehr kötig, der gute Wein übrigens der einzige Ge-nuß sei, den man sich vor diesem Ausfluge versprechen konnte, so bezeugte die Mehrzahl der Turner keine große Lust, obigem Projekte Folge zu leisten, und man beschloß endlich anstatt dessen den Nachmittag und Abend zur Besichtigung aller Merkwürdig-

keiten Schaffhausens, besonders aber des alten und interessanten Schlosses Mu not zu verwenden. Vorerst jedoch begaben sich noch die meisten in ihr Logis oder spazierten einzeln oder in kleinen Trupps in der Stadt herum, der, wie schon bemerkt, das Turnfest eine ganz außergewöhnliche Lebhaftigkeit verlieh. Nachdem sich ungefähr nach 3 Uhr fast alle wieder auf dem Rücken eingefunden hatten, machte man vorerst einen Spaziergang nach dem dicht vor dem Tore liegenden sogenannten „Fäsenstaub“, einer sehr schönen Promenade, im Sommer voll schattiger Plätzchen und verborgener, romantischer Lauben. Am Ende derselben öffnen sich die Bäume, und man wird durch eine hübsche Aussicht auf die südwestlichen Umgebungen der Stadt überrascht.

Es war schon vor dem Feste ausgemacht worden, am zweiten Tage Nachmittags in Gesellschaft einen Gang nach dem berühmten Rheinfall zu unternehmen. Nun, da nach der Aussage der Wetterkundigen der Regenwind ging und man auf den folgenden Tag nicht mehr so ganz bestimmt auf schönes Wetter hoffen durfte, bezeigten einige aus der Gesellschaft, und unter andern auch ich, als sie von besagtem Punkte des Fäsenstaubs aus die Türme des am Rheinfalle gelegenen Schlosses Laufen in nicht sehr bedeutender Entfernung vor sich liegen sahen, große Lust, noch von der schönen Witterung Gebrauch zu machen und gerade jetzt eine Wanderung nach jenem Niagara unseres Vaterlandes vorzunehmen. Obgleich bloß sieben dieser Meinung beifüllten, so setzten wir uns doch so gleich in Marsch und gelangten auf einem steil den Felsen hinabführenden Fußwege binnen Kurzem auf die Hauptstraße, der wir jedoch ebenfalls nicht lange folgten, sondern nach einiger Zeit links abschwankten gegen das nahe am Falle liegende Dorf Neuhausen zu. Nach etwa einer halben Stunde hier angelangt, waren wir nicht wenig erstaunt, hier noch nichts von dem majestätischen, durch den Sturz der ungeheuren Wassermasse

verursachten Donner zu vernehmen, ein Zeichen, daß der Wasserstand des Flusses außerordentlich niedrig sein müsse, was wir auch wirklich, als wir am Ufer desselben unterhalb des Rheinfalles anlangten, bestätigt fanden. Gewöhnlich wird man sonst von dem weit aus sich verbreitenden Wasserstaub auf dem von dem alten Turme, der sich unten am Falle auf einem aus dem Wasser hervorragenden Felsen erhebt, zu dem Ufer sich hinziehenden Damme tüchtig durchnäßt. Diesmal jedoch bemerkten wir zu unserem Verdrüß durchaus nichts von alledem. Ich sage: zu unserm Verdrüß; denn bei so niedrigem Wasserstande ist der Anblick des Falles selbst unendlich weniger überraschend und erhabend, als wenn, wie es bei hohem Wasser der Fall ist, eine Woge die andere peitscht und sich zuletzt alle, einen ganz unvergleichlichen Wassersturz bildend, mit furchtbarem, weit widerhallendem Donnern in die bodenlose Tiefe stürzen. So wie der Fall jetzt war, genossen wir dieses einzige Schauspiel nur in sehr vermindertem Maße, weswegen auch, vom bemeldeten Damme aus gesehen, der Fall die Erwartung derer, die ihn zum ersten Male besuchten, nicht ganz befriedigte.

Durch den außergewöhnlich niedern Wasserstand verleitet, erhob sich eine Stimme, die den Versuch machen wollte, den Felsen zu ersteigen, der sich inmitten des furchtbaren Sturzes den unaufhörlich ihn bestürmenden Wogen, wie den langen Jahrhunderten zum Troze kühn erhebt und auf dessen Gipfel sich eine hölzerne Figur, die vor Zeiten dort aufgepflanzt wurde, vom Ufer her sehen läßt, — Probe genug, daß es nicht unmöglich sei, jenen aus der Ferne eben nicht sehr hoch scheinenden Felsen zu erklimmen. Der Vorschlag wurde von den Meisten mit großem Beifall aufgenommen, und sogleich erkundigten wir uns noch etwas genauer bei dem uns mit vieler Zuborkommenheit begnenden Besitzer jenes eben erwähnten alten Turmes, der jetzt jedoch innen neu und sehr elegant eingerichtet und auch

aufzen etwas frisch herausgeputzt ist. Er versicherte uns, daß die Unternehmung, von der wir sprachen, unter gegenwärtigen Verhältnissen durchaus mit keiner Gefahr verbunden sei und daß schon sehr viele Reisende, besonders Engländer, jenen Felsen erklimmen hätten. Zu gleicher Zeit verschaffte er uns einen leichten Kahn mit zwei Rudern, in den wir uns guten Mutes, sechs an der Zahl, setzten. Je näher wir dem Fuße des Falles rückten, desto mächtiger wurden die Wogen, und unser schwacher Nachen schwankte entsetzlich hin und her. Einige Male überdeckten sie uns beinahe, und voll Besorgniß wandten sich alle Blicke gegen den Schiffer, der jedoch ganz gleichgültig blieb und unserer Furcht lachte, oder es wenigstens zu tun schien; denn auch sein Junge, der im Borderteile des Schiffes saß, warf zuweilen eben nicht ganz sorglose Blicke um sich her. Nach zehn Minuten lang dauerndem Kampfe mit den schäumenden und hoch sich türmenden Wogen landeten wir glücklich am Fuße des Felsens, und im Nu war die Barke leer; denn jeder freute sich von ganzer Seele wieder festen Grund und Boden unter seinen Füßen zu fühlen. Frisch begannen wir nun auf einem schmalen Fußsteige den Felsen hinanzuklimmen, dessen wahre Höhe wir erst jetzt so ganz in der Nähe recht betrachten konnten. Je höher wir hinaufstiegen, desto schmäler und bedenklicher wurde der Pfad. Furchtbar tobten des Rheinstroms donnernde Wasser zu unseren Füßen im tiefsten Abgrunde, und kaum boten uns schwache Wurzeln und dünne, leicht zerknickliche Bäume Haltpunkte für unsere fest sich an alles klammernden Hände; denn oft fanden wir kaum Platz genug für unsere Füße. Ein Fehltritt hätte den unwiederbringlichsten Tod nach sich gezogen; denn wer da hinunter fallen würde, der hätte als eine Beute der furchtbar donnern den und in unaufhörlichen Strudeln über einander hin stürzenden Wogen zum letzten Mal das Sonnenlicht gesehen,

und sogar sein zerschellter Körper fände ein schauerliches Grab in der tiefsten Tiefe des majestätischen Sturzes. Nach zehn Minuten gefährvollen und mühsamen Steigens erreichten wir endlich glücklich die Spitze des Felsens, die jedoch kaum vier Personen Platz zum Sitzen gewährte; der vierte und der fünfte hielten sich an der oben erwähnten hölzernen Figur, die am Rande des Plätzchens durch eine Eisenstange mit dem Gesteine in Verbindung steht. Lange aufrecht auf der Spitze zu stehen, getraute sich keiner; denn die zu allen Seiten dem Blicke des Wanderers entgegen starrenden Abgründe sind so schwindelerregend, daß auch der sonst diesem Nebel durchaus nicht Unterworfenen sein Herz bekommen fühlt.

Uebrigens bietet der Rheinfall von diesem Standpunkte aus gesehen einen ganz unvergleichlichen Anblick dar. Hier erst erhält man einen wahren Begriff von der Höhe, von welcher sich die schäumende Wasserflut hinabstürzt. Gleich einer ungeheueren Lawine, die alles unter ihrem Sturze bedeckt, so donnern hier Milliarden Wogen in den bodenlosen Schlund, dessen Tiefe noch kein Sterblicher ermessen. Der Anblick ist zugleich majestatisch und schauerlich; denn denkt man daran, daß die geringste Unvorsichtigkeit den Wanderer in jenes unermessliche Grab stürzen würde, so fühlt sich die Seele bekommen, und man nimmt sich vor, Gott zu danken, wenn man wieder dort bei jenem Turm anlangt, wo neugierige Zuschauer die Bewegungen der den verhängnisvollen Felsen hinauf oder hinunter Klimmenden mit ihren Blicken verfolgen.

Der Rückweg jedoch ist noch viel schwieriger und mit weit größerer Gefahr verbunden, als das Hinaufsteigen; denn der Weg ist so schlüpfrig und die Wurzeln und Äste, an denen man sich halten muß, sind so unzuverlässig, daß die größte Vorsicht erforderlich ist, wenn man nicht sein Leben riskieren will. Glücklich langten wir indes wieder bei unserm Kahn an,

den der Schiffer während der ganzen Zeit hatte an der Kette halten müssen, um ihn nicht eine Beute der Wogen werden zu lassen.

Zu unserer nicht geringen Freude gingen diesmal die Fluten etwas höflicher mit uns um; denn, vom Strome fortgerissen, durchschnitt unser leichter Kahn die Wellen so schnell, daß keine einzige uns mehr erreichen konnte. In wenigen Minuten landeten wir glücklich an demselben Orte, von dem wir ausgegangen waren, von einem unserer Kameraden, der nicht den Mut gehabt hatte, jenes glorreiche Abenteuer mit uns zu bestehen, freudig begrüßt.

Eben wollten wir den Rheinfall wieder verlassen, als wir fünf andern Turnern begegneten, die Schaffhausen etwas später als wir verlassen hatten. Wie man sich wohl wird denken können, — wir erzählten ihnen sogleich unser Abenteuer der Länge und Breite nach: der point d'honneur oder das „Buntenöri“, wie unsere Rekruten zu sagen pflegen, trieb sie an, das Gleiche zu unternehmen. In der Zwischenzeit setzten wir andern uns am Strand auf den Rasen, an einen Ort, von dem aus wir bequem den ganzen Fall und also auch den schon oft erwähnten Felsen übersehen konnten. Es war sehr unterhaltend zu sehen, wie unsere Nachfolger, nachdem auch sie, nicht weniger geängstigt als wir, den Strom passiert hatten, einer hinter dem andern langsam den Felsen hinaufkletterten, mit Ausnahme eines Einzigen, der nach einigen vergeblichen Versuchen, über eine besonders schwierige Stelle hinweg zu kommen, wieder zum Kehne zurückkehrte. Nicht weniger glücklich als wir langten nach einiger Zeit auch die Übrigen, welche auf der Spitze gewesen, wieder unten an und passierten aufs neue den schäumenden, wellentürmenden Strom.

Als wir uns nach einiger Zeit wieder alle am Ufer versammelt fanden, traten wir in Gemeinschaft den Rückweg nach

der Stadt an, nachdem wir vorher die dicht am Rheinfall sich erhebende große und weitläufige Schmelzhütte des Herrn Neher noch ein wenig beschenen hatten. Nicht wenig hungrig — denn wir hatten seit dem Mittagessen nichts mehr genossen — langten wir nach dreiviertel Stunden wieder in der Stadt an, wo wir uns in unserm Quartier sogleich durch einige Tassen wärmenden Thees mit Brot erquickten.

Um 7 Uhr des Abends begaben wir uns abgeredetermaßen auf den Rüden, wo wir schon den größten Teil der in der Stadt anwesenden Turner versammelt fanden. Es ging diesen Abend ziemlich still, aber nur desto angenehmer zu. Im traulichen Gespräche öffneten sich die Herzen gegenseitig, und mancher erwarb sich da neue Freunde und Bekannte. Überdies war dies eigentlich die erste Gelegenheit, da man sich weitläufiger und ungestört so manches Interessante, das in der Heimat eines Jeden seit dem letzten Turnfeste vorgefallen, erzählen konnte: kurz, es mangelte durchaus nicht an Stoff zu geselliger Unterhaltung, und wohin man seine Blicke wenden möchte, stießen sie auf deutlich ausgeprägten Frohsinn in allen Gesichtern. So ging es bis um 9 Uhr, um welche Zeit sich die Mehrzahl der Turner nach Hause begaben, teils um sich aufs Wettturnen, das am folgenden Morgen stattfinden sollte, zu stärken, teils in Folge einiger von den Strapazen des Tages herrührenden Mattigkeit. Auch wir befanden uns darunter und legten uns nach einem sehr guten Nachtessen, wobei unser Wirt reichlich den vor trefflichen Neuchâteller fliesten ließ, ziemlich ermüdet zu Bette, nicht ohne Besorgniß, wie sich wohl den folgenden Tag die Witterung gestalten möchte; denn der Himmel war völlig umwölkt, und auch das Barometer ließ nicht viel besonderes erwarten.

Dritter Tag.

Raum brauche ich der Freude zu gedenken, die wir alle empfanden, als bei unserm nicht allzu frühzeitigen Aufstehen die goldene Sonne vom reinen, azurblauen Himmel herab ihre Strahlen über Berge und Täler verbreitete und der schönste Tag uns zum rüstigen Turnen und fröhlichen Genusse einzuladen schien. Unverzüglich begaben wir uns nach dem Déjeuner auf den weiten Herrenacker, wo wir schon eine große Zahl unserer Mitturner und Freunde versammelt fanden. Gut geordnet und ein fröhliches Turnlied absingend, setzte man sich um 1/29 Uhr in Marsch gegen den Turnplatz. Bereits hatten sich daselbst eine große Menge Leute aus allen Ständen versammelt, und stets strömten neue Scharen heran. Die Zahl der Reiter und Equipagen war noch bedeutender als am vorigen Tage; besonders aber zeichnete sich diesmal das schöne Geschlecht durch seine Teilnahme aus; denn wohin sich die Augen wandten, da trafen sie auf artige Mädchen. Dadurch außerordentlich aufgemuntert, begannen nun die Geschicktern aus den verschiedenen Sektionen das Wettturnen. Im Anfange wohnten demselben in allem etwa 25—30 Mann bei, allmählich aber sank die Zahl bis auf etwa 15. Zuerst wurde am Reck geturnt, und zwar unter großem Beifall sowohl der übrigen Turner als auch der Kampfrichter selbst, welche aus drei jüngern Schaffhauser Herren, weiland auch etwälchermaßen Turner, und aus zweien der geschicktesten Turner von Zürich und Basel bestanden! Die Basler besonders zeichneten sich am Reck durch ihre glänzenden Kraftübungen aus, während die Zürcher und Berner eher das Lob der Gewandtheit sich erwarben. Auch von Schaffhäusern und Churern wurde Bedeutendes geleistet. Nachdem man wohl dreiviertel Stunden am Reck sich herumgetummt hatte, kam die Reihe ans Ross, wo von Bernern, Baslern und Zürchern besonders im Springen

ausgezeichnetes geleistet wurde. Die Übungen am Roß gaben besonders dem Publikum viel Stoff zu Betrachtungen; denn es war wirklich schön anzusehen, wie einer nach dem andern über das zirka vier Schuh hohe und fünf Schuh lange Roß hinübersprang, ohne dasselbe anders als mit den Händen zu berühren.

Nach dem Roß schritt man zum Barren, wo die Berner verhältnismässig etwas weniger, die Zürcher und Basler dagegen desto mehr leisteten. Auch Chur und Schaffhausen zeichneten sich hier wieder rühmlichst aus.

Etwa um $1\frac{1}{2}$ Uhr, nachdem sich die Kämpfer durch einige Gläser Wein und Brot erfrischt hatten, wandte man sich endlich zum Springen, wo wirklich ganz vorzüglich geturnt wurde. Bern und Zürich besonders trugen hier den Sieg davon, und es war zum Erstaunen, mit welcher Leichtigkeit sich die Gewandtesten mit Hülfe der Stangen über eine zirka $8\frac{1}{2}$ —9' über dem Boden erhabene Schnur hinüberschwangen. Auch hier fand das liebe Publikum wieder Gelegenheit, Mund und Nasen aufzu sperren; denn solche Sprünge waren in Schaffhausen in der Tat unerhört. Nachdem an Stange und Seil noch etwas geklettert worden war, kam endlich das «non plus ultra» von allem, nämlich die in der Turnerwelt berühmte Pyramide, ein nicht so fast besonders schwieriges, als belustigendes Unternehmen. Von dem ganzen Haufen der Zuschauer gefolgt, zog man nach dem etwa 40 Schritte vom Turnplatz entfernten Schützenhaus, wo das Manöver stattfinden sollte. Vier der stärksten Turner ließen sich gegen die Mauer des Hauses gelehnt nieder, drei andere stiegen dann auf ihre Achseln und ließen sich, sobald sie festen Fuß gesetzt, ebenfalls nieder, um wieder zwei andere auf ihre Schultern zu nehmen, welche zur Sicherheit in der nach außen gehenden Hand lange, bis auf den Boden reichende Stangen hielten, welche ihnen etwelchermaßen als Stütze dienen konnten. Auf die Achseln dieser Zwei endlich stieg

noch ein Letzter mit einem Seile um den Körper. Jetzt war die Pyramide geformt. Allmählich erhoben sich nun die untersten gleichzeitig, nach ihnen die zweituntersten und dann die dritten, bis endlich der oberste das etwa 20' über dem Boden erhabene Fenster erreichte, durch das er sich flugs hineinschwang. Darnach machte er das ihm um den Leib geschlungene Seil los und zog nun einen nach dem andern seiner Gefährten ebenfalls hinauf, wobei es denn in der Tat außerordentlich viel zu lachen gab; denn die einen hatten eine erschreckliche Not, bis sie droben waren, während die andern, behende wie die Affen, im Nu das Fenster erreichten. Nachdem alle hinaufgekommnen waren, befestigte man das Seil an dem Fensterpfosten, und nun rutschte einer nach dem andern wieder auf die Erde hinab. Diese den Schaffhausern und uns andern Turnern zum großen Vergnügen gereichende und so, wie sie hier beschrieben, als Spiel erscheinende Pyramide dient eigentlich dazu, Schanzen und Bastionen ohne Hilfe von Leitern zu erklettern, und wirklich haben die Berner, die ersten Erfinder dieser Übung, dies an den Mauern und Wällen ihrer Vaterstadt schon öfter mit Erfolg ausgeführt.

Nun wurde das Wetturnen für beendigt erklärt, die fünf Kampfrichter begaben sich an einen abgesonderten Ort, um da-selbst diejenigen zu bestimmen, welche Preise erhalten sollten, und die Turner selbst sammelten sich um das Klettergerüst, voll Begierde, die Sieger des Tages kennen zu lernen. Allein es dauerte entsetzlich lange, bis die Kampfrichter ins Reine kamen; denn bei mehreren Turnern war der Entscheid äußerst schwierig. Endlich erschienen sie im Kreise der Turner. Die Neugierde wurde allgemein, und jene besonders brannten vor Begierde, zu wissen, wem die Preise zuteil werden sollten, welche aus schön gewundenen, grünen Lorbeerkränzen bestanden, geschmückt mit Bändern, welche die Farben der Eidgenossenschaft oder Schaffhausens trugen. Jedem Kranze war ein Geschenk von Damen-

hand beigefügt, in schön gestickten Geld- oder Tabaksbeuteln, Zigarrenfutteralen, Brieftaschen, Hosenträgern usw. bestehend und durch die treffliche Arbeit den muntern Schaffhauserinnen in der Tat zur Zierde gereichend.

Ein schöner Gesang eröffnete die Feierlichkeit. Dann trat einer der Kampfrichter vor und hielt eine kurze, aber kraftvolle und echt schweizerische Rede, in welcher er den fremden Turnern für ihre Teilnahme an diesem herrlichen Feste dankte und zum Schlusse mit herzlichen Worten den Segen dessen auf alle die ihn umringenden Schweizerjöchte herabflehte, der allein unser Vaterland zu beglücken vermag. Als dann schritt der Redner zur Austeilung der Kränze, welche die zwei andern Schaffhauser Turnrichter an einem Stabe ihm darreichten.

Der dritte Kranz fiel einem Zürcher anheim, nämlich Albert Kölliker von Zürich¹⁾, der sich besonders durch seine Leichtigkeit und Schönheit im Turnen hervortat.

Ein fröhliches Lied verkündigte nun dem in dichten Scharen den Turnplatz umgebenden Publikum das Ende der Feierlichkeit, welche bis gegen 3 Uhr nachmittags gedauert hatte. Die bekränzten Sieger an der Spitze, stellte man sich nun sogleich in Ordnung und zog der Stadt zu. Ehe man sich in den ersehnten Rüden begab, wo das Mittagsmahl bereit stand, machte man noch eine Tour durch die Stadt, wobei jedoch der Gesang etwelchermaßen stockte; denn die Turnerkehlen, welche seit 1/28 Uhr morgens meistenteils trocken geblieben waren, konnten keine vollen Töne mehr fassen. Endlich erreichte man wieder den Rüden, in den hinauf sich nun alles drückte, als wenn es zu einem Sturme ginge. Im Nu waren alle Stühle besetzt, und guten Mutes fing nun jeder an, mit dem kräftigen Schaff-

¹⁾ Anm. des Herausgebers. Es ist der 1905 als Professor in Würzburg verstorbene berühmte Anatom.

haußer-Nektar den trockenen Hals wieder ins gewöhnliche Geleise zurück zu bringen. Auch am Appetit mangelte es keineswegs, und 80 bis 90 junge, heißhungrige Magen sind eben keine Kleinigkeit, worüber jedoch die Wirtsleute das beste Urteil zu fällen imstande wären. Das Mittageessen war übrigens wieder vortrefflich, und alle ließen es sich herrlich schmecken. Nach demselben, zirka um 4 Uhr, schickte man sich an, einen allgemeinen Ausflug nach dem Rheinfall zu machen; ich jedoch und derjenige meiner Freunde, welcher mit mir für Herrn Regierungsrat J o o s im Falken einquartiert war, beschlossen nun vor allem aus, diesem als unserm generösen Gastgeber eine Dankvisite abzustatten, aus welchem Grunde wir uns also von unseren Kameraden trennten und in den Falken begaben, um uns daselbst so gut als möglich herauszuputzen; ich sage: so gut als möglich; denn unsere während dieser kurzen Zeit nicht wenig abgenutzten Reise- und Turnerkleider waren eben nicht geeignet, uns beim äußern Anblick in das vorteilhafteste Licht zu setzen. Indessen durch unablässiges Reiben und Bürsten gelangten wir endlich doch dazu, uns ein etwelchermaßen fashionables Ansehen zu geben.

Auf unsere Nachfrage nach der Wohnung unseres Gastgebers wurden wir in ein großes, etwas altertümlich gebautes, aber nichtsdestoweniger schönes und stattliches Haus gewiesen, welches nach unserer Ansicht bloß den einen Fehler hatte, daß es ohne Wegweiser sehr schwer war die Haustüre zu finden. Im Hofe begegneten wir einer Magd, bei welcher wir uns erkundigten, ob der Herr Regierungsrat zu sprechen sei. Es hieß jedoch, er habe einen Spaziergang nach seinem in einiger Entfernung von der Stadt gelegenen Landsitz gemacht und werde vor 9 Uhr abends nicht zurückkehren. Nun verlangten wir seiner Frau Gemahlin vorgestellt zu werden. Diese, antwortete man uns, sei schon vor Jahren gestorben, und es befindet sich

niemand zu Hause, als die Haushälterin und die Tochter des Hauses. Schon gut, replizierten wir, und frisch gings nun die breite Treppe hinauf. Vor der Tür des Wohnzimmers ließ einer von uns zufälliger Weise den Stock fallen, und dadurch entstand ein solches Geräusch, daß die Tochter im Zimmer deutlich genug von der Ankunft einiger bestockten Subjekte unterrichtet wurde, und wohl konnte sie sich einbilden, zu welcher Klasse sie gehörten; denn kaum traten wir ein, ein ehrerbietiges Kompliment machend, so tönte es uns aus dem Munde des zirka 18jährigen artigen Kindes, das eben am Klavier saß, entgegen: „Ah, das sind gewiß Turner; seien Sie willkommen usw.“ Die unbefangene, wenn gleich sehr bescheidene Schaffhäuserin in ein lebhaftes Gespräch zu bringen, kostete uns nur sehr wenig Mühe. Sie lud uns sogleich zum Kaffee ein, und da wir uns beide in unserer neuen Umgebung sehr gefielen, so zögerten wir nicht, die Einladung mit Dank anzunehmen. In der Zwischenzeit spielte uns das gesällige Mädchen auf unser inständiges bitten sehr artig auf dem Klavier vor, bis endlich die Haushälterin mit dem Kaffee ins Zimmer trat. Diese Dame, die Witwe eines Pfarrers, war zwar eine geborene Schweizerin, hatte aber, glaube ich, etwa 30 Jahre in Berlin gelebt, daher sie von dieser Stadt immer wie von einem halben Paradiese redete und nicht sehr vorteilhafte Urteile über Schaffhausen und die Schaffhauser fällte, obgleich sie das Brot eines Hauptes derselben aß. Sie erinnerte uns ganz an eine von Koebues Gouvernanten; denn nicht nur die Art, wie sie sprach, sondern auch alle ihre Gestikulationen schienen aufs Theater zu gehören. Während die Haushälterin sich mit einem jungen Schaffhauser Herrn, der im Hause des Herrn Regierungsrates sich zum Advokaten bildete, über Politik, Homöopathie und weiß der Kuckuck noch was, herumzankte, natürlich zwar alles nur mit Worten, unterhielten wir uns ganz angenehm mit unserer ge-

fälligen Wirtin, welche das Thema der ältern Glieder der Gesellschaft auch nicht allzusehr anzusprechen schien. So ging es ganz fröhlich bis gegen 7 Uhr, um welche Zeit mein Kamerad und ich mit höflichem Danke uns zu verabschieden für gut fanden.

In dieser Zeit waren unsere Kameraden von Laufen zurückgekehrt. Man begab sich wieder auf den Hüden, wo wir schon die größte Zahl der Turner versammelt fanden. In einer kurzen Abschiedsversammlung dankte der Präsident nochmals für die an dem Feste bezeugte Teilnahme, worauf dann noch mehrere andere mehr oder minder wichtige Geschäfte vorgenommen wurden.

Man war schon diesen Morgen übereingekommen, den Damen, die uns so generös mit Geschenken unterstützt hatten, ein Ständchen zu bringen. Nun, da man wußte, daß sie, von unserm Vorhaben unterrichtet, sich alle in einem Hause versammelt hatten, so zog man, nachdem die Turnerversammlung vollendet, mit einigen in der Schnelle fabrizierten Fackeln vor jenes Haus und stimmte, als sich die jungen Schaffhauserinnen alsgemach an den Fenstern zu sammeln anfingen, ein fröhliches Lied an, das imposant durch die Dunkelheit der Nacht zum Himmel extönte.

Als das Lied unter dem Zulauf einer sehr großen Menge Menschen vollendet war, hielt einer der Helden des Tags, Güder von Bern, eine kurze Rede, worin er mit wenigen, aber bündigen Worten den Töchtern Schaffhausens den innigen Dank aller Turner für die Art und Weise aussprach, auf welche sie so außerordentlich viel zur Verherrlichung des schönen, wahrhaft schweizerischen Festes beigetragen, das soeben in ihren Mauern gefeiert worden. Ein schallendes Lebwoch folgte darauf, und den Schluß bildete endlich noch ein zweites Lied, dessen Ausführung nicht weniger Lob verdiente, als die des ersten. Wirklich schienen die Damen mit uns zufrieden zu sein, denn plötzlich wehten aus

allen Fenstern des Saales, in dem sie sich versammelt hatten, weiße Tücher uns Lob und Dank zu, was unsererseits ein neues, noch rauschenderes Lebendig zur Folge hatte. Nachdem wir vor einem zweiten Hause, wo ebenfalls mehrere Damen sich versammelt hatten, noch ein anderes Ständchen gebracht, kehrten die meisten von uns wieder in den Rüden zurück, und bloß diejenigen, welche diesen Morgen um die Wette geturnt hatten, wurden von dem Bruder der Gastgeberin, ebenfalls einem Turner, in das erstere Haus zu den Damen eingeführt, wo ihnen mit Tanz und Gesprächen einige Stunden gar angenehm dahin flossen. Zwei meiner Kameraden und ich begaben uns vorerst in den Falken, wo wir uns durch ein kräftiges Nachessen erlaubten; dann aber kehrten wir auch sogleich wieder zum Rüden zurück, und trieben mit den andern bis tief in die Nacht hinein allerlei Kurzweil, denn es war ja die letzte Nacht des Festes, und daher strebte jeder-mann sie nach Vermögen zu benutzen. Auch der im Überfluß vorhandene Glühwein tat das Seinige, und so steigerte sich die Fröhlichkeit fast bis zur Ausgelassenheit. Nach unserer etwa um 1 Uhr erfolgten Rückkehr in den Falken gab es noch einige Szenen, welche jene, die darin beteiligt gewesen, vielleicht nicht so bald vergessen werden, die aber des Aufzeichnens eben nicht würdig sind. Ich selbst sah ganz kommod der ganzen Rauferei aus meinem Bette zu und lachte hinter den Stockzähnen über die Narrheit meiner guten Kameraden, die durch den zu viel genossenen Wein etwelchermaßen erhitzt, etwas aneinander geraten waren. Der Rest der Nacht versloß übrigens ganz ruhig, und der sanfte Schlaf trug nicht wenig dazu bei, den Wein aus den Köpfen zu verjagen.

Bierter Tag.

Trübe, dichte Regenwolken versprachen uns beim Aufstehen eine von den vorigen Tagen ganz verschiedene Witterung und

ſchienen fast unsere zu Fuß zu machende Heimreife vereiteln zu wollen.

Nach dem Déjeuner begaben wir uns an den gewohnten Versammlungsort auf den Herrenacker, wo wir bereits die meisten unserer Landsleute teils mit, teils ohne Ranzen versammelt fanden, alle in der Ungewißheit, was denn nun wohl zu beginnen sei. Mehrere entschlossen sich, die Post sich zu nuze zu machen, und hatten sich schon mit Karten versehen; andere wünschten wieder auf gleiche Weise zurückzufahren, wie sie gekommen und nur die wenigsten stimmten für das zu Füze gehen; denn das Wetter war auch gar zu schlecht. Endlich nach langem Deliberieren kamen etwa 24 überein, einen recht großen Leiterwagen zu mieten und dann über Winterthur nach Zürich zu fahren. Da jedoch der gefragte Kutscher nicht vor 10 Uhr Schaffhausen verlassen zu können vorgab, so sahen wir uns genötigt, noch zwei Stunden Geduld zu haben.

Nachdem wir noch einen Teil dieser Zeit benutzt hatten, um von unserem Wirte im Falken Abschied zu nehmen und ihm für seine gütige Aufnahme und Behandlung zu danken, begaben wir uns mit unsern Ranzen bepackt auf den Rüden, wo man sich bis zu der zur Abreife bestimmten Zeit noch zu versammeln und zu verweilen vorgenommen hatte. Die meisten benutzten das noch übrig bleibende Stündchen, um sich noch durch ein gutes Glas Wein und ein kräftiges Stück Braten oder Leber auf die Strapazen der Reise vorzubereiten. Als endlich die Glocke 10 Uhr schlug, zog die ganze Turnerschar, zum Abschiede noch ein fröhliches Lied anstimmend, die Stadt hinauf und dann über die schöne Rheinbrücke auf das andere Flußufer in das zürcherische Dorf Feuerthalen, woselbst der bestellte Wagen unser harrte. Wir zogen jedoch noch zu Fuß den steilen Berg hinauf und machten erst oben auf der Ebene Halt, um uns nun zu trennen, was ohne große Zeremonien mit kräftigem Handschlag und

frohem Abschiedsgruß geschah. Darauf kehrten die Schaffhauser, Basler und Berner, welche noch einen Tag sich bei unsren Turnfreunden aufzuhalten gedachten, nach der Stadt zurück, während wir andern, Zürcher und Churer, über alle Begriffe ineinander gepreßt, in dem schweren mit vier Fuhrpferden bespannten Güterwagen davonrasselten. Zum Glücke regnete es eben nur ganz unbedeutend; denn wir hatten aus Mangel an Platz die vermittelst Reifen über den Wagen gespannte Decke sogleich abnehmen müssen, und Wind und Regen hätten daher freien Zugang in unsren Wagen gefunden. Da einerseits der Wagen selbst und dann wir 27 darin sehr schwer waren und anderseits die Straße sich in einem äußerst schlechten Zustand befand, so ging die Reise nur sehr langsam vorwärts, und wir langten erst Nachmittags gegen 1 Uhr über Uhwiesen und Benken in Andelfingen an, nachdem wir wegen hinuntergefallener Stöcke und Schirme etwa ein halb Dutzend Mal hatten anhalten müssen.

Um die Fahrt von Andelfingen bis Winterthur etwas zu beschleunigen, nahm unser Fuhrmann, ein derber Schwabe, noch zwei Pferde Vorspann, was uns gar nicht unangenehm war. Ob infolge des vielen genossenen Brotes und Käses unsere Corpora sich so bedeutend ausgedehnt hatten, oder was sonst der Grund gewesen sein mag, — genug, als wir wieder in unsren Wagen stiegen, konnte man sich nicht eher in Ordnung setzen, als bis einige ihre Ranzen wechselseitig über ihre Knie legten und nun das vorige Subjekt, ein lustiger, in Zürich sich aufhaltender Aargauer Studio, sich der Länge nach darauf hinstreckte, was dann reichlichen Stoff zum Scherzen und Lachen gab. Ein bisschen geschwinder als früher, rückten wir unterdessen in der nicht wenig langweiligen Gegend vorwärts gegen Winterthur zu, wo wir, nachdem wir etwa eine Stunde vor der Stadt noch einen tüchtigen Streit mit einem Straßenknecht,

der uns sechsspännig, wie wir daherrasselten, nicht wollte passieren lassen, rühmlich ausgesuchten hatten, mit fliegenden Fahnen und unter lautem Gesang zu Ehren der patriotischen Winterthurer einrückten. Vor dem Gasthofe zur Sonne wurde Halt gemacht und ausgestiegen; denn unsere Magen, welche diesen ganzen Tag noch nichts Warmes genossen hatten, verlangten gebieterisch etwas dergleichen. Da es jedoch schon 4 Uhr Abends war und wir in Winterthur höchstens eine Stunde zu säumen beschlossen, so mußte man sich bloß mit Tee nebst Zubehör begnügen. Um vier Personen weniger stark, welche, von Winterthur gebürtig, in ihrer Vaterstadt zurückblieben, bestiegen wir übrigen um 5 Uhr abends wieder unsern Wagen, in dem wir es uns nun ein wenig bequemer machen konnten, und rasselten jetzt wieder nur mit vier Pferden zur Stadt hinaus auf der wohlbekannten Zürcher Landstraße nach Töß. Die Steig hinauf ging es erschrecklich langsam, denn da uns der heftiger sich ergießende Regen am Aussteigen verhinderte, so hatten die armen Pferde entsetzlich zu ziehen. Bereits hatte die Nacht mit ihrem schwarzen Flore die ganze Gegend umzogen, als wir in Bassersdorf anlangten, wo wir die zur Fütterung der Pferde nötige Zeit benutztet, um auch uns durch ein Gläschen Wein und ein Stück Brot einigermaßen zu erfrischen. Nach einer halben Stunde ging es in der stockfinstern Nacht bedächtlich weiter über Rieden, Wallisellen und Herzogenmühle nach Schwamendingen, und von da in die liebe Vaterstadt, wo wir um halb 11 Uhr zwar langsam (denn wir hatten von Winterthur nicht weniger als $5\frac{1}{2}$ Stunden unterwegs zugebracht), aber doch sehr wohlbehalten anlangten. Ohne in dem neuerdings sich ergießenden Regen zu säumen, nahm man mit kurzen Worten Abschied voneinander, und jeder kehrte, aufs beste zufrieden mit den vier verflossenen, in Saus und Braus zugebrachten Tagen, in seine friedliche Wohnung zurück.